

Jan Jacob

Slauerhoff

Das Leben auf Erden

lex –icon

Pour mon ami Capitaine Paul F.

Inhaltsverzeichnis

ERSTER TEIL

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

ZWEITER TEIL

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XII

Kapitel XIII

Kapitel XIV

Kapitel XV

Kapitel XVI

Epilog

ERSTER TEIL

Kapitel I

Eines alten Sommertags an der chinesischen Küste, die schon so viele Jahrhunderte ihr graues Gestein und ihre Klippen und braunen Ufer von den Wellen der Stillen Südsee hat bespülen und aushöhlen lassen. Aber die Küstenlinie ist fast nicht zurückgewichen. Bis auf die träge Dünung gibt es wenig Bewegung; um vorspringende Felsen strudelt das Wasser; die Fischerflotten bewegen sich in stillen Schwärmen die Küste entlang, einsame Frachtdschunken ziehen träge, wie in sich gekehrt, von Hafen zu Hafen. Die Dampfschiffe der Europäer laufen eilig ein und aus, werden aber beinahe nicht bemerkt. Dennoch bleibt alles dasselbe.

Eines alten Sommertags, des gleichen, wie viele zuvor, nähert sich ein Schiff den Inseln, auf denen Amoy errichtet liegt. Es ist ein alter schwarzgemalter Dampfer, eher klein. Dennoch bringt er Fünfzehnhundert in ihr Land zurück. Reiche aus Singapur, Händler aus Malakka und von allen ostindischen Inseln, die nach Jahren mit einem kleinen Vermögen und einer großen Familie aus Frauen, Jungen und Mädchen zurückgehen; Kulis, die sich für drei Jahre verdingten, fünf Jahre in giftigen Zinnminen und glühenden Gummigärten festgehalten wurden und jetzt mit geschwundenen Muskeln und eingefallenen Wangen, aber auch mit einem dicken Gürtel Geld, Silberdollars, zurückkommen. Sie alle hausen auf-, durch- und untereinander in den niedrigen Zwischendecks und den glühenden eisernen Decks, soweit Platz ist, zwischen Schaluppen, Kränen und Ladung. Darunter sind Neugeborene, die pummelig und weich sind, wie kleine

Mollusken, deren große braune Augen so offen und weich in dem kleinen Gesicht liegen. Und auch Steinalte, deren schlaffe Haut wie ein weites Gewand um spröde Knochen hängt; die nur zurückkehren, um in dem Land zu sterben. Einige sterben schon an Bord, auf dem Achterdeck stehen ebensoviele Särge wie Beiboote. Sie ruhen auf einer Schicht ungelöschtem Kalk, mit dem Deckel auf ihrem Gesicht. Aber sie kommen, wohin sie müssen. Kaufleute schleppen stolz einen dicken, vorquellenden Penz, sie zeigen leibhaftig ihren Reichtum. Opiumschieber sitzen wie Bündel dürres Holz in den Ecken, taub und blind für ihre Umgebung.

Aber alle, Kinder, Greise, Kranke, Leichen, Schwache und Fette, sie bilden ein Ganzes, ein Stück Menschheit auf dem Weg nach China. Aus dem Zwischendeck steigt ein Gesumm und Gezisch auf, als ob ein gewaltiges Insekt dieses an- und abschwellende Geräusch erzeugte; von ihnen allen steigt ein Schmauch auf und hängt über dem Schiff.

Amoy ist jetzt zu sehen: Das Gesumm wird lauter, das Zwischendeck ist leergelaufen, bis auf Kisten, Käfigen, Körben und vereinzelt zu Tode Erschöpften und Sterbenden, die in ihrem Dreck liegen. Viele erkennen nun die Küste und den braunen Abhang der hohen Steine von Kau Lung Seu. Andere haben Amoy nie gesehen, erkennen es aber doch. Annähernd keiner wird dort bleiben, Amoy saugt Auswanderer ein und spuckt sie wieder aus, ein und aus, aus und ein.

An Bord ist auch die Bevölkerung eines ganzen Dorfs, zur Zeit einer großen Hungersnot vor drei Jahren als Ganzes weggegangen. Es hat auf Natuna in Plantagen an Berghängen gearbeitet, sie sind, größtenteils, zusammengeblieben, viele sind gestorben, viele geboren; bald wird es irgendwo im Hinterland ein neues Dorf geben.

Das Schiff ankert weit von der Stadt unter einem strömenden Regen. Aber es dauert nicht lange, und die Boote von den Herbergen kommen. Zwanzig, dreißig große Sampans liegen um das Schiff herum. Die Werber werfen

Taue nach oben und entern auf, indem sie die klebrigen Füße rasch über die Bordwand nach oben versetzen. Gleichzeitig werden überall Knallfrösche angezündet, die erstaunliche Salven abgeben. Mit der Stille draußen auf See, mit dem monotonen Gessumm ist es aus. Gellende Rufe durchschneiden die Luft. Die Werber ziehen Menschen mit, zerren Gepäck weg und lassen es in ihre Boote hinab. Wer wird in dem Durcheinander das Seine wiederfinden? Die Ankommenden sind fassungslos, es dauert nicht lang, jeder schickt sich in sein Los und in sein Boot, unentwegt steigen sie die Treppen hinab. Ganz junge Kinder werden in Hüfttüchern getragen. Ganz alte Frauen auf dem Rücken. Ihre straffgezogenen Haare, ihre schwarzen Jacken glänzen im Regen, sie grinsen mit ihren Zahnstümpfen zum Land.

Fast aneinandergeskettet fahren die Sampans dann fort, mit Menschen überladen erscheinen sie wie ein großes Floß, nein, wie ein Stück von China. Ein Stück, das sich zum Ganzen fügt.

Eine Stunde nach der Ankunft des Schiffs sind alle in den stickigen Hotels an den Stegen mit dem ausgetretenen Pflaster untergebracht, leben sie wieder im bekannten Gestank und im Halbdunkel. Sie sind wieder glücklich, aber so wenig verändert, als wären sie nie fortgewesen. Schon reisen manche auch, mit ihrer Habe an Balancierstöcken, durch die Reisfelder um Amoy ins Landesinnere.

Etwas später wird unter dem Achtersteven ein Sampan mit an die zwanzig Kisten beladen. Das sind die letzten Passagiere, die von Bord gehen.

Ich habe von den Mitreisenden keinen einzigen gekannt, keinen einzigen aus der Masse heraus erkennen können. Fünfzehnhundert haben in denselben kleinen Raum mitgeföhlt, sechzehn Tage lang ohne Annäherung. Es ist leer und still, jetzt, wo sie fort sind, und der Gestank wird weniger. Das ist alles. Und in China gibt es fünfzehnhundert Menschen mehr, aber das wird nicht bemerkt.

Was hat die Reise dann für einen Sinn? Gleich laden und löschen, ansonsten passiert nichts. Das immerhin, aber erst in der Dunkelheit.

Noch einzelne Rufe von den sich entfernenden Sampans. Eine Frau, die auf dem niederen Rand saß, die Wasser schöpfte und die einen Stoß mit einem Riemen bekam, ein paar Kinder, die wegen all des Ungewohnten weinten. Und dann legte sich eine Totenstille über das Schiff, wie ein großer grauer Raubvogel, der schon lang darüber geschwebt hatte und jetzt seinen Augenblick für gekommen hielt. Der strömende dichte Regen hielt an, die Decks blieben leer, und alles wurde glänzend naß. An der Ladung wurde noch nicht gearbeitet. Das Schiff war vollkommen tot, erst ein Pferch für Tausende, jetzt ein großes eisernes Grab für die wenigen Übriggebliebenen.

Niemand kam an Deck; alle saßen, sich in ihren Löchern vor dem Regen schützend, einzeln oder beieinander.

Ich war nicht mehr wie früher. Damals überließ ich mich dem zeitweisen Tod, lebte einfach solange ohne das Lebenspendende: das Rauschen der See und das Atmen des Windes.

Ich konnte jetzt an Land gehen, wie ich wollte.

Wie kam es, daß in dem farblosen Lauf der Jahre, nach den Katastrophen auf See und an Land, die ich fast vollständig fahrend verbrachte, dennoch das Verlangen wieder lebendig wurde, an Land zu gehen und nicht nur das, sondern auch tief ins Land hinein, und die See nie mehr wiederzusehen? Es war kein Geist, der mich besitzen wollte, vielmehr wollte ich es selbst, oder war es die Anziehung des großen Landes, das an dem kleinen, von Inselketten umringten Meer liegt? Aber vor dieser Anziehung fürchtete ich mich nicht, es war eine irdische und keine jenseitige. Wann sollte es soweit sein?

Von all den Chinesen an Bord, von den großen Familien, dem Dorf, hatte ich nicht eines speziell gekannt, keinen Gruß gewechselt, kein Lächeln empfangen, Worte natürlich

überhaupt nicht. Zu Anfang der Reise, beim an Bord kommen war mir ein Mädchen flüchtig aufgefallen, sehr jung, mit einem schwarzen Schopf über der Stirn, sehr gut gebaut, soweit das schwarze Jäckchen, die blaue Hose es erkennen ließen. Kurz hatte ich daran gedacht, sie in meine Kammer kommen zu lassen. Sie hatte etwas Wildes an sich, als sie an Bord kam, wie ein junges Tier, das frei gewesen ist und plötzlich eingesperrt wurde, sich zwar losreißen will, aber zu scheu und zu sanft ist, um es zu tun. Für fünf Dollar an die Eltern hätte ich es so hinbekommen. Aber ach, sie würde meine Annäherung erduldet haben und wäre wieder fortgegangen. Ich schaute nicht mehr nach ihr, habe sie in der Menge auch nicht mehr wiedergesehen. Wen hatte ich mir noch gemerkt? Ein paar Kinder, besonders drollig und anmutig, mit dicken Bäuchen und affenartigen Bewegungen, einige Hundertjährige, von denen einer immer auf einem Lukenrand saß und las, der andere starrte und nichts tat: der Gelehrte und der Weise. Und einen lebenden Leichnam, ein Opiumraucher, in dem nicht einmal die Augen mehr lebten. Ansonsten waren alle gleich.

Jetzt verlange es mich danach, mitten unter der Menschenmasse zu sein, die sich schon in der viel größeren Menschenmasse von Amoy zerstreut hatte. Ich war jetzt frei von der Furcht, dem Geist zu begegnen, der mich früher besessen hatte, wurde aber von der Vorahnung einer schwer lastenden Einsamkeit zurückgehalten, die mich erwartete, wenn ich mich mitten unter eine Menge begab, mit der ich mich weder mit Worten, noch durch Blick oder Gesten verständigen konnte. Aber ich hatte mir doch vorgenommen, das Schiff bei der erstbesten Gelegenheit zu verlassen, warum dann nicht jetzt? Vor morgen würde niemand bemerken, daß ich fort war. Vorwärts. Leise rief ich einen der Sampans, die immer Tag und Nacht in der Nähe der Schiffe dümpelten, es kam aber ein größerer herbei. Als ich eingestiegen war, merkte ich, daß es ein Wohnschiff war. Mutter, Vater und vier Kinder wohnten, in der Hocke

schlafend, unter einem Überdach. Der Mann, die Frau und eine Tochter bedienten das Fahrzeug. Der Mann wickte hinten mit einem großen Riemen, die Frau bediente das Segel, und die Tochter bewegte einen kleineren Riemen am Bug, ich glaube aber, daß das kaum etwas half. Außerdem schien sie schlaftrunken.

Ich saß auf einer kleinen Bank und einer Schilfmatte hinten und sah unter dem Dach, wo eine kleine Öllampe brannte, die drei anderen Kinder und ein paar Ferkelchen dicht beieinander liegen. Auf einem Brettchen stand der Hausrat, einige Tassen und Schalen.

Die Häuser nahe beim Wasser waren schon zu sehen oder besser: hier und da brannte eine Laterne und man sah ein Stück Giebel, einzelne hohe Fensterhöhlen ohne Glas, doch das Übrige war in Dunkelheit gehüllt; ich näherte mich einer toten Stadt.

Der Sampanfahrer hielt still und wies auf seine Tochter. Ich verstand nicht. Er rief, sie kam dichter heran, sie schmiegte sich an mich. Der Vater winkte. Wozu in die Stadt gehen? Hier gab es auch, was ich suchte, und nicht teuer, ein Mexikanischer Dollar.

Hier auf diesem kleinen Boot, kein Yard breit? Wo sechs Menschen und ein paar Tiere hausten? Ich blieb sitzen und verglich das Elend meines Schicksals mit dem ihren. Das wurde als Zustimmung aufgefaßt. Die schlafenden Kinder und Ferkel wurden aufs kleine Vordeck gelegt. Ein Kind erwachte kurz und weinte leise, man bekam es aber sofort still, wie, weiß ich nicht. Der Unterstand war frei, die Tochter legte sich dorthin, ihre Beine ragten daraus hervor. Ich ging hin und besah sie beim rauchenden Licht des Lämpchens. Sie war vielleicht fünfzehn, sah leidend aus. Ihr Körper war ziemlich gut gebaut. Sie machte einige einladende Bewegungen, gab es auf, als ich mich nicht rührte und blieb, ab und zu hustend, ruhig liegen.

Ich kroch wieder unter dem Dach hervor, gab dem Vater zwei Dollar und forderte ihn auf, weiterzurudern. Er machte

eine Geste des Bedauerns, gehorchte aber, und zwei Minuten später war ich an Land. Ich bat ihn, mir zu sagen, wie ich am schnellsten die Stadt verlassen konnte. Er machte sein Boot fest und ging mir voraus, erst über einen sumpfigen Platz, dann über immer engere Gassen. Aus den Häusern kam verhaltenes Gewimmer einer Musik. Amoy war eine Durchgangsstadt, es kamen viele Rückkehrer mit Reichtum, es gab viele Häuser der Freude. Mein Führer blieb immer wieder vor einem solchen Haus stehen, aber ich trieb ihn weiter. Zehn Minuten später waren wir außerhalb der Stadt. Vor mir eine dunkle Ebene, die nach Salz roch, am Ende ein weißer Wasserstreifen, ganz in der Ferne eine Gruppe verstreuter Lichter. Diesen Teil der Stadt hatte man also auf einer Insel gebaut. Die Stadt weiter hinten schien größer. Aber vielleicht lag auch sie wieder auf einer Insel? Ich erkundigte mich: ja, auch das war eine Insel, und auch dahinter war wieder Wasser. Dann kam das Festland. Ich hätte mich dorthin rudern lassen können. Die Nacht war nach dem Regen still, das Wasser bewegte sich ruhig. Aber ich gab es auf. Vielleicht war es feige. Ich ließ mich zurück an Bord bringen. Ekel überkam mich, als ich wieder die Treppe hinaufstieg und an der schlaftrunkenen Wache vorbei über das dunkle Schiff in meine Kammer ging. Da war ich wieder.

Aber plötzlich begriff ich: China selbst flößte mir jetzt Furcht ein, fast so stark, wie ehemals der Geist, der mich überwältigen wollte. Dieses Land würde mich erst ausschließen, dann mit einem Mal oder Stück für Stück aufnehmen, so daß von mir, wie ich jetzt war, nicht mehr übrig blieb. Ich suchte einen Übergang und wieder kam mir der Gedanke an Tai Hai. Erst eine Zeit dort bleiben, um sich zu gewöhnen, dann weiter den Strom hinauf fahren. Aber auch die Schiffe auf dem breiten Strom blieben außerhalb von China, mochten sie auch nach Hankau, nach I-Tschang hinauf fahren, tausende Meilen vom Meer entfernt.

Nicht stromauf. Tai Hai. Weiter kam ich nicht in meinen Gedanken. Ich konnte nicht schlafen und lief jetzt durch die Gänge des Schiffs, sicher, keinem Menschen zu begegnen. Ich gelangte, wo ich nie gewesen war, nach unten ins Achterschiff. Nahe bei der Schraubenwelle schienen noch einige kleine Kammern zu sein; wer würde dort wohl leben, die niedersten der Heizer. Ich roch einen süßen Geruch, ich stieß eine Tür auf. Auf einer kahlen Bank lag Li Shjen, ein Kohlentrimmer. Die Pfeife lag neben ihm, die kleine Lampe brannte noch. Seine Augen waren weit aufgesperrt, sahen nichts. Wie weit war er wohl fort vom Schiff, wie groß war wohl der Raum, in dem er schwebte, während er doch in dieser eisernen, glühenden Koje lag?

Ich nahm die Pfeife, es befand sich noch eine Kruste Opium daran, ich versuchte einige Züge über der Lampe, bekam aber fast nichts herein. Wenn das jemand sähe: ein weißer Offizier, der heimlich die Reste aus einer Pfeife des gemeinsten Kulis einsog! Aber niemand sah es. Und auch dieser Versuch, sich an den Resten seiner Freude gütlich zu tun, mißlang.

Ich wollte fortgehen, aber Li Shjen war nicht so bewußtlos, wie ich angenommen hatte. Er faßte mich am Arm, strich über meine Hand, grinste, bereitete mit feiner Gewandtheit eine Pfeife, bot sie mir mit einer Verbeugung an. Ich war zu beschämt, um sie zurückzuweisen. Ohne Begeisterung sog ich den Rauch ein. Noch einmal. Dann Li Shjen noch einmal. Dann ich wieder einen. Ich fühlte mich nicht mehr verlassen. Li Shjen, ein Chinese, war doch ein Bruder. Wir sprachen nicht, rauchten. Ich meinte, meine Erlösung gefunden zu haben.

Am nächsten Tag kam die Rache der Wirklichkeit. Haupt und Magen quälten mich, mehr mein Selbstbewußtsein. Ich war ein englischer Untertan. Ich verachtete die Säufer. Und selbst nahm ich Opium. Ich bildete mir ein, daß alle Chinesen, denen ich an Bord begegnete, mich heimlich spöttisch ansahen. Den ganzen Tag über wurde vorn, hinten

und mittschiffs, überall geladen. Es klopfte und dröhnte in meinem Kopf. Ich ging das Funkgerät abhören, konnte aber fast nichts empfangen.

Schlimmer als ein Gefangener fühlte ich mich auf dem Schiff, ein *no use*. Die Flucht war mißlungen, der Rausch mit Opium war mißglückt, was noch? Ich sah mich als Landstreicher in Tai Hai. Wie sollte ich dort zu einem besseren Dasein gelangen?

Aber ich wollte doch weiter, und dann?

Abends fühlte ich mich ruhiger, ich wußte, daß ich doch es tun und daß etwas geschehen würde, etwas, das mich plötzlich fortriß. Es war soweit. Die Zeit war gekommen, daß es nicht länger ging.

Um sechs Uhr, kurz bevor es dunkel wurde und die Sonne wie ein dicker roter Ball hinter den Häusern von Amoy versank, hörte man heftiges Geschrei vom Vor- bis zum Achterschiff, überall. Die Kulis zogen ihre Lumpen an und ließen sich an den Tauen in ihre Leichter hinab und fuhren weg. Einige Kisten unten im Raum waren bloßgelegt. Sie waren für Tai Hai bestimmt. Von Hongkong kommend. Man hatte vergessen, die schwarzen Buchstaben zu übermalen. Der Boykott von Kanton gegen Hongkong erstreckte sich bis Amoy. Das Schiff würde nicht weiter gelöscht, sofern kein Vergleich erzielt werden konnte. Mit Geld kann man noch Prinzipien überwinden. Aber das war für den nächsten Tag.

Plötzlich war es totenstill. Vor dem Tisch an meinem Morsegerät sitzend schlief ich ein.

Nacht, drückendheiß und sternlos über Land und Meer.

Die Luft, vollgesogen mit einer Hitze, die sie an nichts abgeben konnte, nicht an das glühende Land, nicht ans Meer, von der Glut eines langen Tags gesättigt, stranguliert das Leben. Nichts rührt sich.

Einander gegenüber, selbst unsichtbar, liegen die Schiffe mit ihren Dreiecken roter und grüner Laternen gegenüber der Stadt, auch nur durch verstreute Lichter auszumachen.

Die Hulken am Kai sind dunkel. Die Lagerhäuser schwarz und dunkel. Geruch, das ist das Einzige, woran das Leben zu erkennen ist. Faulgeruch aus den Gassen, Getreide- und Teergeruch aus den Lagerhäusern.

Es ist, als käme der Tod über die Erde, als ob der Planet wieder so heiß wird, wie vor dem Beginn der ersten Lebenskeime, als ob in Dunst und Glut alles verschmoren soll und bei Licht überall Leichen lägen, die, nachdem sie kurzzeitig die Atmosphäre verpestet hatten, verschwunden sind. Dann bleibt nichts mehr übrig als Steine und Erde und Meere.

In einer Nacht wie dieser sehnt sich das Lebendige nach Vernichtung. Und doch gehen ein paar Sterne auf. Aber die sind selbst schon Lichtjahrhunderte tot.

So bleibt es Stunden, Stunden ohne Inhalt, und doch: die Zeit verstreicht. Es wachen noch Lebende, und sie werden ungeduldig.

Ein Licht strahlt auf am dunklen Ufer, macht sich los, geht langsam auf und nieder, als ob es nickt, wie eine müde schaukelnde Blume, als ob es zwar fort wollte, aber zu müde ist, seinen Platz zu verlassen. Vielleicht ist es auch ein Irrlicht, aus einem Grab aufgestiegen, darüber an einem Stengel hängengeblieben, der darunter zu dem Toten führt.

Zwischen der grünen und der roten Lampe eines Schiffs glimmt ein anderes kleines Licht auf. Das gleitet hin und her, nur ein kleines Stück, als spränge ein Funke zwischen zwei Kohlenspitzen äußerst verlangsamt hin und her. Endlich löst sich das Licht vom Land, nähert sich unsicher taumelnd näher. Jetzt bleibt das andere ruhig und verlöscht fast. Dann läuft kurz eine Lichtwelle über die Bucht, kein Wetterleuchten, ein Flackern von der Hitze. Kurz schaut die Stadt mit ihren vielen rechteckigen Augen über den Schiffsfriedhof.

Eine Dschunke, das einzig Bewegende in all dem Erstarren, sucht seinen Weg durch die Dunkelheit. Das Licht

steht neben dem Ruderriemen, geht mit dem Fahrzeug auf und nieder. Noch ein Flackern, dann ist es wieder dunkel. In der Stadt heult es. Der Todesschrei eines Ermordeten, ein ertappter Dieb, ein Gast in einem Bordell, der sich wehrt, ein Reicher in seinem Bett.

Oder ein Zeichen.

Das Wasser wogt träge wie geschmolzenes Blei. Langsam aber sicher treibt die Dschunke in die Richtung des Schiffs, das in einer Linie mit der Felseninsel liegt, fast außerhalb der Bucht.

Die Lichter nähern sich einander, erlöschen zugleich.

Was hatte mich geweckt? Ich war weit weg. Ich träumte von einer Herberge in Belfast, in der Sand auf dem nackten Fußboden lag, auch tagsüber halbdunkel herrschte, im Winter das Licht Tag und Nacht brannte, jemand auf seinen Ellenbogen über einem Zinktresen hing und das Glas ganz nah hatte, wo hinten eine Frau stand, die sich weit vornüberbeugte, wenn es keine anderen Trinker gab, die zuließ, daß man seine Hand so weit ausstreckte, wie man wollte.

In dieser Nacht geschieht etwas. Ich gehe aufs Oberdeck, mich auf den Bauch legen, in die Dunkelheit lauern. Nichts zu sehen. Aber etwas stieß gegen das Eisen der Schiffswand, dann ist es, als ob Taue knacken, dann ein Geräusch, als würde sich der Deckel eines Petroleumfassens plötzlich nach außen dehnen. Ich denke nicht und renne auf bloßen Füßen in Richtung des Geräuschs, pralle gegen einen Körper, ergreife einen mageren Arm, fühle ein leinenes Päckchen, halte das Päckchen fest.

Ein anderer faßt mich auch von hinten. Ich gebe einen Tritt und ziehe eine Taschenlampe. Li Shjen, mein Kumpel von gestern abend, Ho Kam Yong, der Quartiermeister.

Was in dem Päckchen ist, ist mir klar. Das Opium wird hier gut bezahlt. Ein Augenblick des Zauderns. Warum werfen sie mich nicht über Bord? Weil ich Ho Kam Yong so fest habe?

„Laß los,“ sagt Li Shjen, „wir Kapitän sagen, du Opium rauchen.“

Ich antworte mit einem Lachen.

„Laß' los oder...“ Eine dritte Gestalt taucht auf mit einem Messer. Der zweite Vormann der Heizer. Ich greife Ho Kam Yong beim Hals und stoße ein Warnruf aus, leise.

Li Shjen läßt mich los, ich halte den Quartiermeister fest und suche Deckung an der Verschanzung. Die anderen zwei flüstern.

„Wenn du nichts erzählst, vielleicht morgen unter Kopfkissen Tausenddollarpapier.“

Ich sage: „Tatsächlich.“

„Tatsächlich so viel nicht.“

„Dann hebe ich das Opium auf. Ich weiß auch, wo das andere liegt.“

Das vermute ich nur: In der Ecke, wo die Bank steht und das Lämpchen brennt und tagsüber Werg und wertloses Zeug liegt. Nummer drei schiebt ab und kommt mit sechs Scheinen von hundert Dollar zurück.

„Das andere morgen.“

„Nicht nötig.“ sage ich und lasse sofort Ho Kam Yong los.

Sie flüstern miteinander. Halten sie mich für clever oder dumm? Li Shjen sagt:

„Suppose you like smoke big pipe, come back nighttime, no tell other chief men.“

„Nein, Li Shjen, ich habe genug, um zwei Monate in Tai Hai leben zu können. Das ist lange genug. Danach werde ich einen Weg finden, via Traumseligkeit.“

Ich schaue weiter zu, und die Mannschaft nimmt keinen Anstoß. Zwanzig Pakete werden in die Dschunke hinuntergelassen, kurz ein Licht, die Dschunke stößt ab, und alles ist erloschen. Geräuschlos sind die beiden Chinesen zurück in ihre heißen stickigen Unterkünfte, dort bei der Schraubenwelle im Achterschiff. In ein paar Jahren werden sie in großen Landhäusern wohnen, viele Frauen haben, vor

allem viel Essen. Oder sie sind in irgendeinem Gefängnis dahingesiecht.

Am folgenden Tag wird bis Mittag gewartet. Der Konflikt wird nicht gelöst. Vielleicht haben Nummer *eins* und Nummer zwei von den Kulis auch ihren Anteil bekommen, mehr als ich. Ho Kam Yong und Li Shjen wollen so schnell wie möglich weiter. Das bestimmt das Schicksal des Schiffs. Ein magerer Quartiermeister, ein ausgezehrter Trimmer. Andere bilden sich ein, daß sie neben Gott Herr über das Schiff sind: der Kapitän und die Gesellschaft.

Das Schiff läuft mit noch zweihundert Tonnen ungelöschter Ladung in seinem Raum aus, bleibt ein paar Stunden auf einer Bank hängen, über die es sonst gekommen wäre, gelangt durch den Aufenthalt in einen Sturm und kommt endlich zwei Tage zu spät in Ning Po an.

Denselben Abend, während andere sich früh zur Ruhe legen oder eine Imitation von Liebe und Freude in den Tanzhäusern suchen, verlasse ich das Schiff, indem ich all das Wenige, das mir gehört, ohne abzumustern hinterlasse.

Drei Tage später fuhr ich als Passagier mit einem Schiff nach Tai Hai. In Ning Po hatte ich mich noch andauernd versteckt und mich nicht außerhalb des Hafenviertels gewagt.

Kapitel II

Tai Hai erschien mir geheimnisvoller als Mekka und Memphis und Vineta zusammen, obschon es nur hundert Meilen flußaufwärts lag, an einer von allen Schiffen befahrenen See, und ich es auch aus Seemannserzhlungen als Stadt kannte, in der die Geschäftsviertel von London mit dem Pariser Nachtleben einher gingen, um sowohl das Leben bei Tag als auch des Nachts zu beleben, für diejenigen jedenfalls, die große Transaktionen und grenzenlose Verausgabung für Leben halten – und welches dennoch so weit vom Wirklichen entfernt ist, wie das Marktgeschrei von der Stille des Firmaments.

Für mich war Tai Hai etwas anderes: die letzte Etappe, die letzte Hrde, die ich überwinden mußte, um mein anderes Selbst zu werden, meine Bestimmung zu erreichen, woran ich noch zu oft zweifelte; die ich fürchtete, wie ein Armer den berflu, wie ein für den Glauben Bestimmter das Jenseits, und oft verlangte es mich zurück nach dem früheren ausweglosen Elend.

Hier an Bord befand ich mich ihm noch nahe genug. Wenn ich zufällig in den Spiegel sah, erschrak ich. In nichts glich ich mehr jenem Selbstversicherten, welcher einem größeren Schicksal entgegengeht. Ich war bleich, schlecht gekleidet, von schlaffer Haltung und unterernährt.

Wie Spiegel wirkten auch die Mitreisenden. Man betrachtete mich mit Herablassung. Immer dachte ich: wartet nur, wartet nur, bis ich dann der bin, der ich sein muß. Aber sie, sie würden nichts davon ahnen, und dann fiel mir ein, wie trchtig es war, diese dummen dnkelhaften Wesen in irgendeine Verbindung mit meiner Bestimmung zu bringen.

Meine Mitreisenden gehörten zu zwei Kategorien. Die erste wurde von einem Gefolge junger Mädchen gebildet, alle noch mit einer Tolle auf der glatten hellgelben Stirn, unter Leitung einer alten, entsetzlich dicken kantonesischen Dame, die jeden mit erstarrter Freundlichkeit, mit dicken Lippen und schwarzen Zähnen, angrinste – vor allem die zweite Kategorie der Kajütpassagiere: die Kaufleute.

Es war logisch, daß zwischen Kaufleuten und Handelsware rasch Kontakt entstand. Der enge kleine Decksalon war den ganzen Tag und einen großen Teil der Nacht Markt und Kneipe zugleich. Lauter und lauter hallten zwischen den engen Wänden die Schläge auf die Schenkel, durchdringend gellten Schreie und Gelächter wie ziellos flatternde, erschreckte Insekten durch den niedrigen Raum. Und die Spiegel reflektierten Szenen, wie manche Künstler sie zeichnen. Jene, die es nicht wert sind, die nüchternen und erhabenen Linien der Landschaft wiederzugeben und welche ihre Inspiration in der Launenhaftigkeit und boshaften Mißgestalt menschlicher Körper suchen, die einander anziehen und abstoßen, unten am Grund, in Pfuhlen. Und dieser Decksalon war der einzige Rückzugsort an Bord jenes Schiffs.

Die Kabinen waren auch bei Tag fast dunkel, die Bullauen waren klein, ließen sich bei geringem Seegang nicht öffnen, und der Gestank war so stark, daß man ihn wach nicht ertragen konnte, nicht einmal länger als vier Stunden am Stück schlafen, und selbst dann mit platzendem Kopf bei Wind und Wetter an Deck gehen mußte, um sich wieder zu erholen.

Von daher war ich fast stets allein auf dem schmalen schwarzen Deck war, auf der Suche nach geschützten Ecken, und trotzdem nicht besser dran als ein Deckpassagier. Mein Selbstwertgefühl sank wieder mit jedem Tag, und es gab nun niemand, der mir half, es zu behalten. Es war wieder wie früher, ich allein unter Betrunkenen, sie verachtend, bisweilen aber mit dem

Wunsch, mit ihnen mitzutun, mich dadurch selbst verachtend, und es kostete mehr und mehr Mühe, an ein besseres Schicksal zu glauben. Dann zeigte sich Veränderung in der Außenwelt zur rechten Zeit. Das Meer, das tagelang grau gewesen war, bedeckt von nicht sehr großen, aber mächtigen und bizarren Wellen, wurde ruhig und gelb und sanft kabbelnd, ein lauer Wind fuhr darüber hinweg und an der Kimm ging die schmutziggelbe Wasserfläche fast unmerklich in graue Ufer über. Das war für mich der weite Eingang in eine beklemmende Welt, durch den ich hindurch mußte, zum Leben, welches mich erwartete.

In der Nähe eines langen schlanken weißen Boots, stattlich und reich gebaut, wie eine amerikanische Jacht, verminderte das Schiff seine Fahrt. Nur ein plumpes Ruderboot stieß ab, und der Lotse, der uns hineinbringen sollte, war ein verdrießlicher Mann, sein Haupt tief zwischen schweren Schultern. Seine Jacke hing schief und offen um ihn, und auf seinem Rücken baumelte ein Kleidersack, während er ruckend die Strickleiter aufenterte. Die meisten standen neugierig an Deck und starrten ihn an, als wäre er ein Wesen aus einer anderen Welt. Er bahnte sich einen Weg zur Brücke, stieß einige grob zur Seite, und für mich hatte er einen Blick, in dem zu lesen stand: „Der wird in Tai Hai auch schwer zu kämpfen haben, um in Tai Hai oben zu bleiben.“

Sobald er auf der Brücke war, läuteten unten im Schiff, wo die Maschinen warteten, die Glocken, als ob eine Messe begänne. Das dröhnende Mahlen wurde wieder erweckt, und das Schiff fuhr fort, in stets trüber werdendem Wasser. Oben hörte ich den Lotsen Kommandos geben. Ich verglich sein Schicksal mit dem meinen. Er fuhr hin und her zwischen Stadt und See, zwischen Fülle und Leere, zwischen Lärm und Stille, und keines von beiden konnte ihm etwas anhaben. Er kannte die gefährlichen Stellen des Flußgrunds und die Listen des Stroms und stritt dagegen, das machte ihn stärker und kämpferisch. Genießen konnte er eine Nacht an

Land und genauso die Tage, die er wartend auf dem weißen Lotsenboot verbrachte. Ein Dasein, immer flott, nie strandend. Und meine? Träge und erschlaft von den ununterbrochenen Jahren auf See mußte ich mir nun ohne Übergang einen Weg durchs Land bahnen.

Warum lastet das schwerste Schicksal so oft auf den Schwächsten? Wie kann es sein, daß sie es noch oft aushalten und zu einem Ende bringen, selbst wenn es kein gutes Ende ist?

Jetzt näherten die Ufer einander, auf den fahlen Weiden standen an beiden Seiten grauweiß und verrostet wie heruntergekommene Gastanks die Forts von Woosung. Ein Stück weiter wieder an beiden Seiten unabsehbare graugrüne Grasfelder. Unter einem tiefhängenden Himmel Baumgruppen und Gehöfte. Flache Kähne mit hoher Heuladung schoben durch unsichtbare Gräben. Ab und an weht ein ländliches Geräusch zum Schiff herüber: Das Krähen eines Hahns, das Knarren von Karrenrädern. Wie furchterregend bekannt schien dies Land, vor allem jetzt, wo die Bewohner noch nicht zu sehen waren. Es war das Gleiche, wie die grüne Insel Irland, die ich nie wieder betreten würde, solange ich lebte, die doch mein Vaterland war. Dies Land war lediglich weniger morastig und neblig und weniger von Vögeln und Vieh bevölkert und von Menschen viel zu viel.

Das Schiff fuhr schneller, die Tide war gekentert, und mit einer Wendung wurde es um eine scharfe Biegung gesteuert, da lag die Stadt in der Ferne; hohe Lagerhäuser, Kohlenberge und Werften reihten sich an den Ufern, und das flache Land dahinter war verschwunden.

In der Ferne vor der hohen Front aus Emporien und Banken war das Gewühl des anderen Lebens sichtbar, noch schien es, als rollten Perlen in einem halbdunklen Schrank umeinander, während darüber die Sonne das Gold der Riesenbuchstaben und symbolischen Gestalten auf den

Dächern aufblitzen ließ. Wieder eine Biegung, weit in der Ferne Dschunken auf Strom, dicht beieinander, wie zusammengewachsen hinter den Giebeln der Häuser und den Schornsteinen der Schiffe. Vor diesen enormen Versteinerungen glichen ihre Masten einem Schilfwald, verwandt mit der weiten Ebene, die sich weit dahinter wieder ausdehnen mußte. Dies war der einzige Ausweg, den ich sehen konnte.

Das Schiff wurde weit von der Stadt entfernt am gegenüberliegenden Ufer festgemacht, nicht am festen Ufer, vielmehr nach unablässigem Drehen der Schrauben, voraus und zurück, dem Knacken gereckter Drähte, gegen eine Art Gerüst aus unverbunden schwimmenden Stegen. Niemand kam die Ankömmlinge begrüßen, alle machten sich gemächlich klar zum Ausschiffen.

Die Kaufleute nahmen nicht mehr die geringste Notiz von den Mädchen und packten ihre Waren ein, die Mädchen hübschten sich auf, das Keifen und Schreien war sogleich verstummt. Fast, als wären sie sich ihres Wertes als Kaufware bewußt, saßen sie auf den rotsamtenen Bänken des kleinen Decksalons, immer wieder in den Spiegel schauend, Haarlocken zurechtrückend oder sich noch ein wenig schminkend. Als das Schiff fest- und die Planke auslagen, kamen über das mit Kohlengrus bedeckte Gelände zwischen der Anlegestelle und den Lagerhäusern ein paar Uniformierte und ein Paar in langen schmutziggrauen Kitteln, alle mit flachen, mit Insignien versehenen Mützen.

Polizei und Einwanderungsbeamte hießen einzig den Tsi Chiang willkommen. Die Kaufleute durften nach einer flüchtigen Visitation von Bord und wurden auf eine flache Barkasse geladen, die sie zum Bund bringen sollte. Von den Mädchen wurden zwei zurückgewiesen, wegen unerhörter Minderjährigkeit. Die Matrone veranstaltete ein großes Spektakel, worin der Kinderchor immer wieder einfiel, aber plötzlich packten sie ebenfalls ihr Zeug zusammen, stiegen

in Sampans und ließen die zwei Knirpse seelenruhig zurück. Diese verschwanden im Lauf des Abends spurlos. Wurde die Einwanderungsbehörde bestochen, oder hat sie sie zur eigenen Verwendung genommen? Gingen sie selbst ihr Glück in den Kulivierteln hinter den Hafenanlagen versuchen?

Auch ich wurde nicht an Land gelassen. Zwar verfügte ich über mehr als das Doppelte des Zulassungsgeldes, aber aus meinen Papieren ging meine Nationalität nicht eindeutig hervor. Ich konnte auch nicht beweisen, daß ich über Mittel zum Unterhalt verfügte. Am folgenden Tag würde das englische Konsulat darüber entscheiden müssen; ich mußte die Nacht noch auf dem Schiff verbringen.

Ich war in meinem Herzen, so sehr ich es auch verabscheute – noch eine Nacht, während ich allem, was mit Schiff zu tun hatte, auf ewig Lebewohl sagen wollte – noch dankbar, denn ich fürchtete mich vor der Stadt, deren Front hinter den Lichtern dunkel war, über der Lichtreklamen wie böartige Drachen umhersprangen, während die Lichtstrahlen von Suchscheinwerfern auch hier die Augen blendeten.

Das Schiff leerte sich nach und nach, an dem Abend wurde nicht gearbeitet. Die Lagerhäuser blieben zu, und das Landungsgebiet lag leer und schwarz und wurde unter der einbrechenden Nacht zu einer grauen Masse.

Zuerst gingen die Offiziere von Bord, zu zweit oder allein, in lange nicht getragenen, nach Kampfer riechenden, gefalteten Anzügen, mit steifen Filzhüten und schreiend roten oder grasgrünen Krawatten, die meisten mit dem starrem Ausdruck pflichtgemäßen Vergnügens im Gesicht.

Sie sahen mich stehen, gingen an mir vorbei und grüßten nicht. Danach die Chinesen, einige in ihren blauen Kitteln, andere, die Nummern eins, zwei und drei und noch einige andere, die beim Schmuggeln erfolgreich gewesen waren, in teureren Stoffen als die Offiziere. Sie waren die Gentlemen. Sie waren hier zu Hause – auch wenn die Fremden jetzt noch

Kapital besaßen, bewegliches und unbewegliches; später sollte ihnen doch alles zufallen: ihren Nachkommen, was für sie dasselbe war. Ruhig und selbstbewußt bewegten sie sich, groß und stolz in Armut. Gehetzt und gequält von ihren genußsüchtigen und besitzgierigen Nerven die Europäer, mit lauten Stimmen, roten Gesichtern und verkrampften Bewegungen!

Immer wieder stießen Sampans ab. Einige, die keine Fracht bekamen, sie aber später in der Nacht noch erwarteten, verharrten dümpelnd an der Schiffswand oder in den offenen Flächen zwischen den Stegen. Der Offizier, welcher die Wacht hatte, machte dann und wann die Runde, sah mich auf der Holzbank beim Achtersteven sitzen, und selbst dieser Einsame machte sich nicht die Mühe, mit mir ein Gespräch zu beginnen.

Ich versuchte, mich ins Grübeln zu hüllen. Spät, beinahe zu Mitternacht, kam ein kleines Motorboot längsseits, und der Zollchef sprang wieder das Fallreep hinauf. Und es schoß mir durch den Kopf: Kam er, mich doch noch zu suchen?

Durch das Absurde dieses Gedankens konnte ich die Tiefe meiner Verlassenheit ermessen, und mit einem einem Schlag kam aus der Tiefe mein Verstand wieder nach oben, und ich begriff, daß er hier an Bord etwas verloren haben mußte, woran er hing oder etwas von großem Wert für ihn, von dem er nicht vertraute, daß es eine Nacht auf diesem Schiff liegen blieb.

Und so verhielt es sich, ich half ihm suchen, und er fand es rasch: ein Zigarettenetui mit darin zwei kleinen Portraits. Er dankte mir, gab mir eine Zigarette und schaute mich an, als sähe er mich zum ersten Mal. In Jahren hatte kein anderer Mensch sich in meine Lage versetzt, und ich schämte mich und wollte weglaufen. Warum? Er sah natürlich, wie es um mich stand, aber war das Schande? Und in Tai Hai treiben so viel Wracks an, daß er den Anblick durchaus gewohnt gewesen sein mußte.

„Tai Hai ist keine Stadt für Menschen wie dich, du erleidest dort Schiffbruch, du mußt so schnell wie möglich wieder von dort abhauen. Geh' zur See, ganz egal als was.“

Ich erzählte ihm, daß ich ja gerade nach Jahren des Fahrens der See für immer den Rücken gekehrt hatte. Er sah mich wieder an, schien hin und her zu überlegen, mir nicht zu glauben und mich auf die Probe stellen zu wollen.

„Ich könnte dir zu einem Schiff verhelfen.“

Ich machte eine abwehrende Geste und sagte: „Ich will kein Schiff, und ich will auch nicht in Tai Hai bleiben. Ich will so schnell und so weit wie möglich von dort fort.“

„Ich werde dich vorübergehend als Hilfsfahrer einstellen. Du mußt mich auch nicht fahren, dich nur um die Wagen kümmern und sie sauberhalten.“

Ich sah ihn verwundert an, daß er keine Antwort gab, die sich auf meine Worte bezog. Er verstand meine Verwunderung aber anders.

„Ja, du denkst gewiß, wie kann ein einfacher Zollbeamter mehrere Autos besitzen, aber in Tai Hai leben alle Europäer einige Stufen über dem Stand in ihrem eigenen Land. Es gibt Zollbeamte, die drei Häuser haben, ein Sommerhaus in der Konzession, ein Winterhaus im Zentrum, ein Landhaus im Gebirge, eine eigene Jacht, einige auch einen eigenen Golfplatz. Und da lockt es dich nicht, dein Glück in Tai Hai zu versuchen? Viele haben hier mit Nichts angefangen.“

„Nein, nichts weniger als das. Ich will keine Autos und keine Häuser, ich will den Raum.“

„Gut, wenigstens weißt du, was du willst. Du läßt dich nicht zum Narren halten. Hier wird zehnmal mehr als in Europa verdient, man gibt es zwanzigmal schneller aus und genießt es hundertmal weniger. Alles ist gehetzt und angespannt und zerspringt wieder und wieder in derbe Vergnügungen. Ich lebe in diesem Lärm wie ein Einsiedler. Aber ich komme auch aus einem Land, das mir die Stetigkeit gegeben hat, überall ich selbst zu sein. Auch die langen Jahre auf See auf kleinen Schiffen. Ich komme nicht aus